

Hannelore Schlaffer

Neue Frauen – neuer Alltag

Die kleinen Folgen einer großen Revolution

Die Emanzipation, diese Revolution ohne Kampf, ohne Krieg, ohne Tote, brachte eine Veränderung von Geste, Stil, Denken hervor wie bislang nur die Französische Revolution, deren Weiterführung als Kampf der Geschlechter sie ist. Es ging und geht bei der Emanzipation nicht allein um Rechte, Quoten, Ämter und gerechte Bezahlung. Es geht um eine Veränderung von Leben, Denken, Fühlen, von Sprach- und Körpergesten. Das Leben war bis in die Zeit der Studentenbewegung, da der Aufstand der Frauen für jedermann offenkundig geworden war, durchwirkt von Zeremonien, die die Unterwürfigkeit des Mannes unter die Frau heuchelten, und von Ritualen, die seine Überlegenheit bekundeten. Damit ist es heute – fast – vorbei. Inzwischen sind viele alltägliche Gesten, die sich durch den neuen Lebensstil verändert haben, so selbstverständlich geworden, dass man die geschichtliche Einmaligkeit des Wandels übersieht. Man sollte es sich jedoch nicht versagen, Bilder des Alltags von einst und heute einander gegenüberzustellen, um sich die Schöpfung dieses neuen Lebensstils zu vergegenwärtigen.

Der Grundsatz aller weiblichen Existenz *vor* der Emanzipation war Häuslichkeit. So ist denn auch das Haus der Ort, an dem diese Revolution am meisten verändert hat. Vom frühen Morgen an, da die Mutter für die Familie das Frühstück richtete, bis zum Zubettgehen, wo sie sich im Nachthemd neben den Mann legte, verlief ihr Tag unter dem Motto »Mutterliebe« – dies die weibliche Tugend schlechthin. »Mutterliebe« unterscheidet vor allen anderen Merkmalen die bürgerliche Frau von der Aristokratin, und deshalb galt diese Tugend der bürgerlichen Klasse so viel. Die adelige Dame repräsentierte, hatte Mutterliebe vielleicht, doch hatte sie auch Personal, und dem überließ sie ihr Kind.

Ehe noch eine spürbare Zahl von Frauen berufstätig war, begann – bereits in der Vorwegnahme der Zukunft – eine erbitterte Diskussion über diese weibliche Kardinaltugend. »Mutterliebe« wurde zur unabdingbaren Voraussetzung für das glückliche Gedeihen eines Kindes erklärt. Nur in der atmenden Nähe des Mutterleibes könne es, so hieß es damals, eine Charakterfestigkeit entwickeln, die den Ansprüchen des sozialen Lebens gerecht werde. Als Pendant und Schreckbild zur sich aufopfernden Mutter führte man die »Rabenmutter« auf, eine Egoistin, die das Kind der Kinderfrau, dem Kindergarten, fremden Menschen also, oder gar sich selbst überließ.

Mit der »Mutterliebe« war ein Naturverhältnis durch den Glauben an seine unabdingbare Notwendigkeit zum ideologischen Leitbegriff erhoben worden. Gerade weil Wort und Gefühl der Mutterschaft einen natürlichen Fond haben,

einen, der immer und in jeder Kultur gilt und wirkt, eignete sie sich so gut zum Glaubensinhalt, aus dem sich eine Moral ableiten ließ.

Das Glaubensbekenntnis hat den Weg der Frau in den Beruf nicht aufhalten können. Wie viele berufstätige Mütter zögen heute den Schimpf auf sich, eine Rabenmutter zu sein! Solche Unterscheidungen wie die der guten und der bösen Mutter sind angesichts von Kita, Kindergarten und Ganztagschule leiser geworden. An die Stelle des leiblichen Vaters, der die »Mutterliebe« finanziell unterstützte, tritt nun Vater Staat, der für das Kind sorgt. So wird es von früh an auf einen sozialen Umgang vorbereitet und zu kollektivem Verhalten angeregt – und in dieser Erziehung, die es von der Mutter entfernt, können, ganz im Gegensatz zur traditionellen Vorstellung von der Erziehung in mütterlicher Nähe, heutzutage nicht wenige Bürger Vorteile erkennen.

Die Gesellschaft lässt die Frauen nun zunehmend in Frieden mit der Forderung nach »Mutterliebe«. Die Frauen selbst haben es stattdessen übernommen, diese Tugend demonstrativ vorzuführen, und zwar nicht mehr als Opfer, das sie bringen, sondern als Glück, das sie genießen. »Mutterliebe« ist zum städtischen Schauspiel geworden. Die Neuerung schlechthin im Straßenbild der letzten 20 Jahre ist das Kleinkind. Kinder freilich gab es auf den Straßen der Stadt immer schon – kleine Mädchen zum Beispiel, die stolz waren auf den ersten Stadtausflug an der Hand der Mutter. Inzwischen aber ist der Säugling, das Kleinkind, das nicht laufen kann, ein häufig gesehener Gast im Café der Großstadt. Das Kind, das laufen kann, muss von der Mutter nicht mitgenommen werden, es verbringt seine Zeit von da an in den bürokratisch organisierten pädagogischen Einrichtungen. Nur mit dem Baby kann die Frau noch »Mutterliebe« zeigen. Nicht gar so oft wie von den 68er-Müttern wird auch heute noch der Säugling von der Mutter vor aller Augen genährt, für alle aber gegenwärtig ist das Kind, das aus dem Fläschchen trinkt, erste Gehversuche unternimmt, zu lachen übt und manchmal mit den Gästen kokettiert. Schon so manchen misanthropischen Senior hat dies Kleinkind aus seinem Stamm-Café vertrieben.

Noch öfter aber als im Stadtcafé versammeln sich mehrere Mütter mit Kindern in Lokalen an den Randzonen der Stadt. Diese Treffen sind zum Ritual geworden. Der Auftrieb der jungen Frauen in der Vorstadt beginnt gegen 11 Uhr. Größere Geschäfte, manche Supermärkte etwa oder die Gartencenter, haben lange Tische aufgestellt, an denen sich die Frauen versammeln, gut ein Dutzend, jede einen Kinderwagen hinter dem Stuhl. Die Frühstücks-Etagere ist obligatorisch, das zahnlose Baby freilich bekommt nichts davon, hinter dem Stuhl wird es von den lustigen Freundinnen diesmal kaum beachtet.

Diese Frauen, die »Mutterliebe« zur Schau stellen, feiern mit dem verabredeten Morgenmahl die Erfüllung ihrer sozialen Pflicht. Meist befinden sie sich in Elternzeit. Die Pause vom Beruf spielt ohnehin im Leben der Städte eine große Rolle, und zwar weniger noch in den Zentren als vielmehr in den Wohnvierteln. Die jungen Mütter sind die Hoffnung der Stadtplaner. Nachbarschaft ist deren Leitgedanke. Diese sei durch den richtigen Entwurf der Gebäude zu fördern, menschliche Kommunikation also ein architektonischer Faktor. Im Wohnblock aber, der so entsteht, von dem aus am Morgen ein Großteil der Bewohner ins Auto steigt und

davonfährt, kann sich ein nachbarschaftliches Verhältnis nur schwer entwickeln. Da springt, gottlob, die Frau in ihrer Elternzeit ein, um die Idee »Nachbarschaft« zu retten.

Das Fundament der Nachbarschaft waren nämlich seit je die Treffen der ans Haus gebundenen Frauen, sie hatten, um überhaupt sich zu unterhalten, einander nötig. Männer hingegen waren schon immer auf Kollegen konzentriert, hatten also einen Radius, der über die Nachbarschaft hinausging. In den 1980er Jahren, als die Frauen begriffen, dass der Beruf Freiheit sei, gab es einen Schwall von Lobreden auf die kommunikative Wirkung des bis dahin so verspotteten »Weibertratsches«. Die »Tratschtante« verwandelte sich in eine Frau mit achtenswerter Kommunikationsfähigkeit.

Inzwischen bleibt fast nur die Elternzeit, in der die Frau Zeit zu nachbarschaftlicher Kommunikation findet. Wenn sie ihrem Säugling frische Luft gönnt, trifft sie auf der Straße oder im Bäckerei-Café der Vorstadt ihresgleichen. Im Französischen Viertel in Tübingen etwa, einem ob seiner architektonisch geplanten Aufforderung zur Kommunikation gerühmten Wohngebiet, lässt sich die spärliche Belegung der Straßen, auf denen fast nur Mütter mit Kinderwägen ein nachbarschaftliches Gespräch führen, gut studieren.

Die erste Sorge der Gesellschaft aber richtet sich trotz allem und auch heute noch auf die Familie. Wenn, so wieder die Angst seit dem Aufbruch der Frauen ins Berufsleben, die Mutter am Morgen das Haus verlasse, fehle der Familie das emotionale Zentrum, und die Familie, die Kernzelle des Staates, löse sich auf. Das Gegenteil ist geschehen: Die Familie ist zum Fest geworden. Auch hier wird, wie im Falle der »Mutterliebe«, als Glück gefeiert, was früher einmal Not und Notwendigkeit war. Ein Ehepaar mit Kind verwendet zwar nicht mehr so viel Zeit wie einst auf Haus und Herd, doch tut es dies gerade deshalb mit umso größerer Intensität. Eines dieser Feste, bei denen die Mittelschichtsfamilie ihr Glück sogar öffentlich vorstellt, ist das Familienfrühstück am Samstagmorgen in der Stadt. Der Andrang zu dieser neuen Feierlichkeit ist so groß, dass die Cafés Listen zur Platzreservierung auflegen. Vater, Mutter, Kind versammeln sich nun dort um den Esstisch, der das runde Caféhaus-Tischchen mit den bequemen Sesseln abgelöst hat. Um diese Familientreffen zu bewältigen, hat sich das Café vom Salon zur Wohnküche gewandelt.

An diesen festlichen Samstag- oder Sonntagmorgen dehnt sich das Frühstück bis in den Mittag hinein aus, der Tisch muss brechend voll sein. Das gesamte Gesundheitsprogramm, Körner, Getreideflocken, Obstsäfte, Kräutertees, Vollkornbrot, Joghurt, und freilich die obligatorische Etage werden aufgetischt für die Familie, die sich, etwa mit dem Rührei, dann doch eine kleine medizinische Sünde leistet. Die Bestellung dieses Mahls hält die Bedienung und damit alle anderen Gäste lange auf, das vielstimmige Hin und Her der Überlegungen tönt durchs Lokal, eine unüberhörbare Familien-Hymne.

Diese kleinen Feste haben, anders als die traditionellen, kein festes Datum. Anlass, Zeit und Ort bestimmt die Familie, sie liebt Feiertage, die sie untereinander abspricht, Geburtstage, Hochzeiten, Partys. Der alte Festkalender zählt nicht mehr. Im Entwurf ihres Festprogramms ist die Familie souverän; sie muss sich

nach den Terminkalendern der Mitglieder und deren Abwesenheiten vom Haus richten. Außer Weihnachten und vielleicht Ostern, jenen Festen, die nun aus ökonomischen Gründen propagiert werden, könnten religiöse Feste nur stören, denn wer etwa möchte sich, um zu feiern, noch nach seinem Namensheiligen richten.

Als Vorbereitung auf die Aufwertung des weiblichen Haushalts hatte sich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Wohnküche entwickelt, wodurch auch der Mann in die Hausarbeit einbezogen werden konnte. Der Ort war, vor allem durch seine perfekte technische Ausstattung, auf ein akzeptables Niveau gehoben, die Arbeit dort nicht mehr entwürdigende Pflicht, sondern Freude: Der Vater agierte fortan als Koch und konkurrierte mit den Größen im Nobelrestaurant, einer bis heute fast ausschließlich männlichen Domäne.

Überhaupt ist der Auftritt des Mannes als Vater eine der auffälligsten Neuererscheinungen in der Öffentlichkeit. 1983 publizierte Joseph von Westphalen einen satirischen Aufsatz über »Die stillenden Väter«, in dem er sich über den Mann amüsiert, der den Kinderwagen schiebt. Inzwischen trägt dieser Mann, der früher außer Stock oder Aktentasche nichts in der Hand haben durfte, das Kind sogar vor der Brust. Ein neues Bild von Väterlichkeit ist durch die Emanzipation entstanden, und man darf sagen: Auch der Mann hat sich emanzipiert, und er hat dabei gewonnen. Er, der bis dahin für sein Kind die Autorität und nichts als dies hatte sein sollen, darf nun vor aller Öffentlichkeit seine Liebe zu ihm zeigen. Eines der Schauspiele der Emanzipation ist neben dem Familienauftritt am Samstag deshalb das kleinere an diesem oder jenem Morgen, wenn – wieder gegen elf Uhr – der glückliche Vater mit dem Kinderwagen das Café betritt. Es verletzt dies seine Ehre ebenso wenig wie seine Mitarbeit im Haushalt, worüber in den Anfängen dieser männlichen Emanzipation seine Mutter, die an der traditionellen Aufteilung der Rechte und Aufgaben in der Familie festhalten wollte, durchaus schockiert sein konnte. Heute muss er sich vor keiner Mutter verteidigen, er muss nicht mehr Herr, er darf Mensch sein.

Die Emanzipation der verheirateten Tochter hat schließlich auch die Rolle ihrer Mutter und Schwiegermutter aufgewertet. Aus den einst verehrten, aber meist selten nur besuchten Großeltern sind Kindermädchen geworden. Statt der Kleinfamilie, in die sich, so fürchtete man zunächst, die Gesellschaft durch die zunehmende Mobilität und Emanzipation zersplittern werde, ist ein Clan entstanden, der mehrere Generationen umfasst und durch verwandtschaftliche Bande über ganze Landschaften hinweg miteinander verbunden bleibt. Die Mitglieder des Clans, der durchaus nicht mit der eng zusammenlebenden Großfamilie von einst zu vergleichen ist, sind nach Bedarf abrufbar und für wechselnde Funktionen einsetzbar, als Festgäste, als Babysitter, als Haushaltshilfe, als Reisebegleiter. Für ein berufstätiges Ehepaar mit Kind sind die Großeltern eine unverzichtbare Unterstützung in allen Notlagen und bei allen Ferienvergnügen. Die tägliche Dokumentation dieser Entwicklung von der Kleinfamilie zum Klein-Clan findet in der neuen Lieblingsbeschäftigung der Großeltern statt: Sie zeigen die Fotos ihrer Enkel, dieser neuen Familienheiligen. Nicht nur der Mann, auch das Alter ist durch die Befreiung der jungen Frau glücklicher geworden.

Während sich die Familie reorganisiert und wider Erwarten mehr gefestigt hat, als sie es je im 20. Jahrhundert gewesen war, leidet das städtische Leben, abgesehen von den beschriebenen Kleinfesten der Mütter, nun doch durch die Emanzipation. Diese erschwert die Wohnungswahl. Paare finden oft nicht beide an demselben Ort eine ihrer Ausbildung gemäße Anstellung. Die Arbeit an zwei verschiedenen Orten und die notwendige Fahrzeit bedeuten eine Verkürzung der Präsenz am Wohnort.

Gravierend wirkt sich die Emanzipation auf die Wohnsituation der Beschäftigten an Universitäten aus – und damit auf das Leben einer Universitätsstadt: Die Emanzipation der Frau, die aus beruflichen Gründen nicht an einem Ort mit ihrem Mann wohnt, begünstigte die Abschaffung der Residenzpflicht des Beamten. Der Auftritt des Professors, der seine Anwesenheit auf wenige Tage der Woche beschränkt, wird dadurch nicht selten zur Stippvisite, seine Forschungsarbeit zur Einsiedelei, die Universitätsstadt zum Bahnhof. Die Emanzipation hat nicht nur dem ein Ende bereitet, wodurch einst die Universität das städtische Leben prägte, dem Auftritt der Intelligenz in der Stadt, dem Treffen der Studenten mit ihrem Lehrer nach dem Seminar in einem städtischen Lokal, sondern auch dem kollegialen Gespräch.

So eng sich die Mehr-Generationen-Familie wieder zusammengefunden hat zum Clan, so sehr hat sich die Kernfamilie im Alltag aufgelöst. Auch dies zeigt sich an einer Umgestaltung der Innenstädte, an der Umorientierung des dortigen Konsums, an der Ausstattung der Geschäfte und damit der gesamten Stadt.

Die Jugend ist es, die sich neuerdings alltäglich und zu jeder Tageszeit den Zutritt in die Innenstadt erobert. Am Nachmittag, sobald das Management nach einem schnellen Imbiss wieder ins Büro verschwunden ist, wimmelt die Stadt von Schülern. Nicht den Kaffeetanten gehört, wie einst, die Stadt, vom frühen Nachmittag an gehört sie der Jugend. Diese sitzt am liebsten auf Treppen, von denen herab sie aufs Getriebe schaut. Neuerdings aber treffen sich Gruppen jugendlicher sogar in den Cafés, in denen sich vormals die Mütter mit ihren Freundinnen zusammen von der morgendlichen Hausarbeit erholten. Den Boulevard mit teuren Geschäften gibt es nicht mehr; die Hauptstraßen der Innenstadt orientieren sich am jugendlichen Straßenpublikum, an seinen Wünschen, Leitbildern und finanziellen Möglichkeiten. Kaufhäuser wie Boutiquen könnte man allesamt »Taschengeld-Läden« nennen. Was das junge Herz, dem inzwischen so manche alte Dame einiges abgeschaut hat, erfreut, was blumig, spaßig und technisch das Neueste ist, was der Jüngling, das Mädchen mit dem Taschengeld sich leisten kann, ist da zu unglaublich günstigen Preisen zu haben.

Just das Taschengeld ist denn auch die Voraussetzung für den Stilwandel der Innenstadt, und auch diesen Wandel hat die Emanzipation hervorgebracht. Vor zehn oder 15 Jahren schon konnte man in der Stadt zur Mittagszeit Grüppchen von Schülern beobachten, die vor Imbiss-Ständen anstanden. Bis dahin waren sie nach dem Unterricht nach Hause gegangen, wo die Mutter mit dem Mittagessen wartete. Inzwischen hat sie einen Beruf, muss sich selbst mit einem Imbiss behelfen, und ihr Kind genießt es, sich zwischen Vor- und Nachmittagsunterricht selbst zu versorgen. So lernten die Schüler, aufgewachsen in Kita und Kindergarten,

auch noch die gemeinsame Pause in der Innenstadt zu schätzen und allmählich die Stadt selbst mit all ihren Angeboten und Verlockungen zur »Konsumarbeit«. Ökonomie und Emanzipation arbeiten sich hier in die Hände. Inzwischen bleiben viele Jugendliche mit ihren Freunden und Freundinnen den ganzen Nachmittag über in der City und genießen den Großstadtflair, zumal mögliche Treffpunkte in den Wohnvierteln meist freud- und schmucklos sind. Den Städten aber gibt die Jugend ein neues Gesicht, indem sie den Damen zeigt, dass auch Sneaker »nett« sein können, und den alten Herren, dass ihnen eine Jeans steht.

Die Jugend vermag sich in der Stadt selbst zu unterhalten, Kinder aber müssen dort beschäftigt werden. Spielendes Lernen, eine pädagogische Idee der Studentenbewegung, lässt sich am ehesten in Museen üben. Inzwischen richten sie nicht selten die Ausstellungen als Spielstätten für ihre jüngsten Besucher ein, wobei Gemälde und historische, also seltsame Gegenstände dienlich sein können. Auch da hat in den hohen Sälen das fröhliche Kind den mürrischen Senior, der Katalog und Ausstellungsstücke studiert, vertrieben.

Der Mensch spricht nicht nur in Worten, sondern auch mit Miene, Hand und Fuß, und auch die Gestensprache hat sich im Gefolge der Emanzipation verändert. Die Verstöße gegen das, was einst als Sitte galt und streng beachtet wurde, sind ohne Zahl. Lächerlich zum Beispiel wäre heute der Mann, der schützend seinen Arm um die Schulter der Freundin legte; dies tut er vielleicht noch für ein Hochzeitsfoto, wie überhaupt dieses Fest, sowohl modisch wie gestisch und vor allem gerne vor Rathhäusern zelebriert, meist im Stil der Haute Couture der 1970er Jahre, eine Erinnerungszeremonie ist an das, was vorbei ist. Bei Feierlichkeiten sonst, sei es auf der Treppe zur Oper, sei es am Weihnachtsfest, führt der Mann die Frau nicht mehr, reicht ihr nicht mehr den Arm, sie hängt sich bei ihm nicht ein, und er macht sich keine Gedanken, ob er ihr voran oder hinterher gehen soll.

Die Frauen ihrerseits müssen nicht mehr Zuflucht zu jenen lasziven Gesten von einst nehmen, um auszudrücken, dass überhaupt etwas und was von einem Mann sie wollen, denn heute verständigt sich ein Paar in der gleichen Sprache; heute darf eine Frau wissen und sagen, was sie von einem Mann will, während sie früher auf schüchterne Gesten und Andeutungen angewiesen war. Mit den wiegenden Hüften einer Filmdiva, die die keusche Frau von damals so gerne auf ihrem Stadtbummel nachahmte, mit dem unsicheren Gang und dem verführerischen Lächeln, dem Augenaufschlag – Gesten, die heute nur noch auf dem Catwalk möglich sind – braucht sie nicht mehr zu werben. Wann zum letzten Mal hat man ein Mädchen erröten sehen? Sexistische Anspielungen und Witze lösen, statt der einstigen Verlegenheit, einen berechtigten Zorn aus. Während Schülerinnen früher das Talent besaßen, bei passender Gelegenheit in Ohnmacht zu sinken, springen sie heute munter und selbstbewusst aus der Stadtbahn. Die Emanzipation beginnt früh schon bei den kleinen Mädchen, nicht einmal den Knicks lehrt man sie noch, er nähme sich denn auch in Jeans so gar nicht hübsch aus – Emanzipation, das ist das Ende der Dame.

Dies einstige Accessoire des Mannes musste ausgeführt werden, am besten in Theater, Oper, Konzert. Das Bildungszeremoniell des Bürgertums war ein

Geschenk des wohlhabenden Mannes an die Gattin. Da diese begleitete Begleiterin heute einen Beruf hat, kommt auch selten noch der Mann mittleren Alters zu einem Kunstgenuss, denn das Paar hat nach der Arbeit einen müden Abend vor sich und überlässt die Kultur lieber den vielen Senioren und den wenigen Schülern. Diese Treffen der silbernen Häupter sind eine der offensichtlichsten Folgen der Emanzipation im kulturellen Leben.

Emanzipation war ein Kleidertausch, nicht nur für die Frauen, die die Hosen anzogen, sondern auch für die Männer, die den Anzug ablegten. Gebräuchlich wurde für beide Geschlechter eine Garderobe, die bis heute stolz ist auf das Beiwort »pflegeleicht«. Bügeln, diese hohe Kunst der Hausfrau, durch die sie Geschick und Fleiß bewies, erübrigt sich durch diese neueste Auszeichnung der Ware. Je perfekter das Bügeleisen wurde, umso weniger galt die Leistung, es zu handhaben, und desto nachlässiger ging man damit um. Mit dem Dampfbügeleisen, das den Stoff so spielend glättet, entstand ein neuer Kleiderstil, der Knitter-Look. Die linke Schickeria trug Leinen, diesen hochgeschätzten Stoff, der sich bei jeder Bewegung in tausend Falten legt, aus demonstrativer Abneigung gegen die Hausarbeit. Frauen schwangen weite Glockenröcke aus Leinen, Männer trugen elegante Leinenjacketts, Kleidungsstücke also, die bei jeder Bewegung knitterten, und gerade deshalb durften sie auf keinen Fall gebügelt werden – so der Aufstand gegen die Ordnungssucht des Establishments, aus dem die Schöpfung eines neuen Straßenbilds hervorging.

So könnte das Bügeleisen, einst ein schwer zu handhabendes Kohlebecken, dann ein Dampfkessel, zum Symbol der Befreiung der Frau vom Haus gedacht werden, während die vielen anderen technischen Geräte, die im Haushalt ankamen, den Mann dorthin zogen. Durch die Technik wurden Kenntnis und Geist in die Hausarbeit investiert, sodass sie auch für den Mann ehrenwert wurde. Die Emanzipation hat nicht nur die Gleichberechtigung der Geschlechter bewirkt, sondern auch die der Geräte. Im Haushalt hätte bis dahin der Mann keinen Löffel angerührt, keine Kaffeemühle gedreht. Er trug ein Gewehr, kutschierte schnelle Wagen, dirigierte Mess- und Funkgeräte, sogar die sakralen Geräte durften nur Männerhände weihen. Nun aber wurden immer mehr Gegenstände von beiden Geschlechtern genutzt, die Schreibmaschine etwa, die die Sekretärin, die nach dem Krieg einen der ersten angesehenen Berufe für eine Frau ausübte, ebenso brauchen konnte wie der Intellektuelle und Schriftsteller, das Auto, das allmählich auch die Frau chauffierte, und heute versteht sie sogar mit Kriegsgerät umzugehen, einst *das* Werkzeug des Mannes schlechthin. Auch Geräte hatten einmal ein Geschlecht, und auch sie haben sich emanzipiert. Die Befreiung der Frau ist eine der Männer *und* der Dinge, angefangen beim Pelzchen am Winteranorak, wie ihn nun junge Männer aus der Frauenmode abgeschaut haben, bis zum Revolver, den heute auch ein weiblicher Held abschießen kann. Eine Weltrevolution des menschlichen Charakters und seiner Kultur ist diese Emanzipation, die ihresgleichen sucht.

Zusammenfassung: Wie weit die Gleichberechtigung der Geschlechter gediehen ist, lässt sich nicht allein in der Politik und im Berufsleben verfolgen. Auch im Alltag hat sich ein Stilwandel vollzogen, als dessen Grund die Emanzipation angesehen werden muss. Im Zentrum der Städte und in ihren Wohnvierteln sind Umgangsformen, man könnte sogar sagen: Rituale entstanden – zum Beispiel eine eigene Frühstückskultur –, an denen das neue Verhältnis der Frauen zu ihrer Umwelt sichtbar wird und sich anschaulicher fassen lässt als durch jede statistische Untersuchung.

Stichworte: Emanzipation, »Mutterliebe«, Stadtplanung, Straßenleben, Familienfeier

New Women – New Every Day Life. The Small Consequences of a Big Revolution

Summary: Just how far gender equality has progressed cannot be traced in politics and in professional life alone. A style change has also taken place in everyday life, the reason for which must be seen as emancipation. In the centre of the cities and in their residential quarters, manners, one could even say: rituals have emerged – for example a separate breakfast culture – in which the new relationship between women and their environment becomes visible and can be more vividly grasped than through any statistical analysis.

Keywords: emancipation, »motherly love«, town planning, street live, family celebration

Autorin

Hannelore Schlaffer
Essayistin
hannelore.schlaffer@t-online.de